

Gerhard B. Winkler O.Cist.

Die Marien-Wallfahrt in der Pietas Austriaca¹ - Mariazell (1157 - 2007)

(1) Allgemein betrachtet, lässt sich das Wallfahrtswesen nicht durch einzelne Regionen, Sprachen und Nationalitäten pachten, auch wenn es der Religiosität von Katalanen und Basken, Provençalern und Burgundern, Polen und Litauern, Rheinländern und Westfalen, Sizilianern und Lombarden, Bayern und Österreichern zunächst auf den Leib geschnitten zu sein scheint. So gesehen, mag es seit Jahrtausenden zur Natur des homo sapiens gehören und den bekannten Spruch des afrikanischen Rechtsgelehrten Tertullian (+220) belegen: „Anima <est> naturaliter Christiana.“ Das heißt, auch in der heidnischen Religiosität und Philosophie strebe etwas insgeheim, wenn auch oft noch verschüttet, zielsicher dem Alpha und dem Omega zu, nämlich Christus, dem Herrn. So begänne jeweils die Geschichte eines regionalen Wallfahrtswesens - wie auch des österreichischen - mit Kult, Religiosität und Brauchtum vorchristlicher Zeiten. Wir wissen, dass die europäischen Wallfahrerwege nach Santiago de Compostela z. B. schon seit der Steinzeit benützt wurden, was immer die Gründe dafür gewesen sein mögen - außer den kultischen. Das war Äonen, bevor die spanische Äbtissin Aetheria (um 400) als christliche Pilgerin die Stätten der Erlösung, nämlich Betlehem, Nazaret und Jerusalem aufsuchte, liebevoll betrachtete, in ihrer „Peregri-

natio“ anschaulich beschrieb und indirekt zur Nachbildung „heiliger Stätten“, Weihnachtskrippe, Haus Nazaret, Kreuzweg und Golgota anregte.² Die christlichen Missionare des Altertums und des Mittelalters brauchten keine zu schwere Sisyphusarbeit zu leisten. Nur etwas Achtung vor den Neubekehrten und ihrer anima naturaliter Christiana war von ihnen verlangt, um das vorgegebene religiöse Potential zu reinigen, die „Pilger“ wie Aetheria christlich zu motivieren und ihnen die neuen Ziele des Evangeliums zu setzen. Diese neue Motivation war der Pilgerin in hohem Maß zu eigen - wie auch den iro-schottischen Mönchen -, als sie vom damals äußersten Okzident in den Orient wallte, von dem man sich alles Licht zu erwarten pflegte.

(2) Hier soll einiges von Belang über das marianische Wallfahrtswesen Österreichs angemerkt werden, weil vor allem die päpstliche „Pilgerfahrt“ im September 2007 Aufsehen erregte³; weil wir sodann seit einigen Jahrzehnten erleben dürfen, dass die regelmäßigen marianischen Monatswallfahrten ein unverzichtbares Mittel geworden sind, eine beträchtliche Anzahl von Gläubigen wieder zu einer sakramentalen Frömmigkeit zu führen⁴; und schließlich weil, wie es scheint, die Gestalt des Ehrwürdigen Dieners Gottes Petrus Pavlicek OFM mit der Bewegung des Sühnekreuzzugs im Zusammenhang mit dem österreichischen Staatsvertrag (1955) zu einem unveräußerlichen Bestandteil österreichischer Identität und der sprichwörtlichen Pietas Austriaca geworden ist.

(3) Einige geschichtliche Hinweise über das Marienheiligtum von Mariazell z. B. könnten unschwer zeigen, dass die Marienwallfahrten seit den Anfängen auch im heutigen Österreich als „geistliche Kraftzentren“ dienten, um die Worte des Papstes zu gebrauchen. In der Frühzeit waren sie zur regelmäßigen Begleitung, Vertiefung und Sicherung des ersten Missionsgeschehens erforderlich. Als die südslawischen Karantanen unter dem Fürsten Cheitmar im 8. Jahrhundert vom Salzburger Bischof Virgil (Fergal +784) Missionare erbaten, bekamen die ersten christlichen Karantanen ihr *Mariasaal* als heiligen „Schrein“. Das war auf dem Zollfeld unweit des alten Virunum, der Hauptstadt von Noricum. Dort nahm der von Salzburg gesandte Missionar Modestus seinen Sitz. Dort wurden seit Jahrhunderten seine Reliquien verehrt. Dort konnten die Neugetauften ihre Sorgen und Bitten bei der Gottesmutter

INHALT

Gerhard B. Winkler O.Cist.

1 Die Marien-Wallfahrt in der Pietas Austriaca - Mariazell (1157 - 2007)

Adolf Fugel

3 Der Lebendige Rosenkranz (Teil 2) - Pauline-Marie Jaricot

German Rovira

5 Maria

Ferdinand Krieg

6 Dominus tecum

Ute Böer-Arnke

7 Maria als Himmelskönigin

statt bei heidnischen Idolen deponieren. Da bekommt man heute noch kärntnerisch-deutsche Marienlieder neben slowenischen und kroatischen zu hören. Da gibt es den ehrenhaften Wettstreit, welche „Nation“ es besser verstünde, Maria, der Herrin des Landes, die Ehre zu erweisen. Es gehörte fast zur üblichen Gepflogenheit, bei diesen religiösen Übungen ethnische, kulturelle und sprachliche Abgrenzungen zu vergessen. Denn von Jerusalem bis Santiago und Rom gleichen Wallfahrtsstätten in ihrer Universalität immer ein wenig den antiken Amphiktionen, wie die Heiden ihre religiösen Stammesbünde nannten, die dazu bestimmt waren, etwas zur Verständigung unter divergierenden Stämmen, Sprachen und Völkerschaften beizutragen.

(4) In der kirchlichen Missionsgeschichte wird der Begriff „Akkommodation“ verwendet, wenn man die weitgehende Akzeptanz der heidnischen Traditionen durch die Verkündiger meint. Dabei gilt der Grundsatz „Duldung, soweit als möglich, Korrektur, soweit als nötig!“ Nirgends kann man das Prinzip so deutlich studieren wie im offensichtlich angeborenen Hang der Menschheit zur rituellen „Reise“. Heute fragen wir uns, wie es den Missionaren gelungen ist, das legitime Erbe der Heiden zu verstehen, ohne auch auf Reinigung und Umdeutung zu verzichten. Als religions-geschichtliches Depositum der Wallfahrt drückte sich auf den vielen Tausenden Votivtafeln in dem geradezu monotonen Sing-Sang die Erfahrung der Erbsünden, *miseria*, „der Menschheit ganzer Jammer“ (Faust I) aus. Im Gestammel „Maria hat geholfen!“ - „Maria Dank!“ - „Maria hilft!“ fügt sich die Glaubensdimension in die menschliche Aporie ein, in die Unmöglichkeit, das Erfahrene angemessen auszudrücken. In dieser Grundbefindlichkeit der Menschen kann nun die Wallfahrt paulinisch mit Christi „kainosis“ analog gedeutet werden. Christus hat sich nach Phil 2,7 völlig entäußert, um zu unserem Heil Mensch zu werden. So muss auch jeder christliche Pilger „arm im Geiste“ (Mt 5, 3-12) werden, um sich



Gnadensbild (in vollem Ornat), Mariazell

alles Heil vom Vater schenken zu lassen. Das ist es, was rechte Wallfahrer seit den Tagen der Hirten von Betlehem auszeichnet: „Lasst uns hinüberziehen...!“ („Transeamus usque Betlehem, ...“: Lk 2,15). Die Missionare mussten die Neugetauften nur das „Magnifikat“ lernen lassen, um sie zu guten Wallfahrern zu machen: Denn er „stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen“ („Depositus potentes a sede et exaltavit humiles!“: Lk 1,52). Christliche Wallfahrt hatte einfach das Kleinwerden vor Gott zu lehren. Sie passt nur für Demütige, auch wenn der Pilger einen Kaisermantel trägt.

(5) Nicht alle Wallfahrten waren ursprünglich marianisch. Die Wallfahrt am niederbayerischen Bogenberg z. B., ein ursprünglich keltisches Heiligtum, die wichtigste mittelalterliche Wallfahrt Bayerns, bekam erst in der Neuzeit ein marianisches Gnadenbild. Oder man denke an die Fülle der Heilig-Blut-, Kreuz- und Not-helfer-Wallfahrten. Es war kein Zufall, dass die berühmtesten Wallfahrtsstätten der Christenheit in der Neuzeit entstanden, getragen von kleinen Leuten, gut marianisch an bescheidenen Stätten. In dem Maß, wie sich der „gargantueske“ Individualismus der Neuzeit regte, brauchte es das Gegengift der marianischen Demut. Die Kleinen wurden erhört und erhöht („et exaltavit humiles“: Lk 1,52). Man denke an das mexikanische Guadalupe (1531), das den Glauben der Inkas rettete, das litauische Schiluwa (1607), wo die Gottesmutter den blinden Mesner heilte und dadurch sogar der reformierte Pfarrer wieder katholisch wurde, die Rue du Bac in Paris (1830) und das provençalische La Salette (1846) im Nachbeben der



Gnadenbild (Skulptur), Mariazell

europäischen Revolutionen, dazu Lourdes (1858) und Fatima (1917), die man eher wie Betlehem zu den allergeringsten „Fürstentädten“ Israels (Mi 5,1; Mt 1,6) zählen müsste und die doch ein Marienlicht waren in der schlimmsten Finsternis des „wissenschaftlichen“ Atheismus, ein Licht, das die totalitäre Versklavung halber Kontinente überstrahlte. Der Papst sprach das am 8. September 2007 in seiner Festmesse in Mariazell an: „Gott kommt nicht mit äußerer Macht, sondern er kommt in der Ohnmacht der Liebe, die seine Macht ist. Er gibt sich in unsere Hände. Er bittet um unsere Liebe. Er lädt uns ein, selbst klein zu werden, von unseren Thronen herunterzusteigen und das Kindsein von Gott zu lernen.“⁵ Jedes christliche Gnadenbild in den Wallfahrtsorten dieser Zeit wurde zu einem Betlehem, in dem *les misérables* aller Zeiten ihr Elend und ihre Gaben zurücklassen konnten. Jede Kapelle mit den Votivgaben und Mirakelbüchern gibt ein beredtes Zeugnis davon. Nur das Ziel dieser Wallfahrten waren nicht mehr Schamanen, Heiler, „Wendner“ und Wurzelweiber, sondern war eine Ikone des Heils, die auf Jesus von Nazaret, den „Armen“, verwies, auf dass „die Mühseligen und Beladenen“ an Leib und Seele „erquickt“ würden. (vgl. Mt 11,28).

(6) Im Grenzgebiet zwischen dem „Erzherzogtum“ Kärnten und der Steirischen Mark hatten der Eppensteiner Graf Marquart II. und Herzog Heinrich III. 1076 eine großzügig ausgestattete Benediktinerabtei, nämlich St. Lambrecht, gegründet und ihr u. a. das Mariazeller „Land“ zugewiesen. An der späteren Wallfahrtsstätte errichteten die Mönche bald eine „Zelle“, auf die der Ortsname zurückgeht und aus der bald ein Priorat bzw. eine „Propstei“ werden sollte. Nach der Legende hat ein Mönch Magnus zu Weihnachten 1157 das hölzerne Gnadenbild in einem hohlen Baum aufgestellt, nachdem ihn der Abt Otker von St. Lambrecht mit der Leitung dieses Klosters und der Betreuung der Bergknappen beauftragt hatte. Krankenheilungen aller Art stellten sich ein. Die Landesherren hatten großzügig investiert, sowohl aus Frömmigkeit und Heilssehnsucht als auch aus landesväterlicher Klugheit. Die Gründung von 1157 war dabei getragen von einer Welle religiöser Begeisterung und christlicher Reformbestrebungen. Diese stammten unter anderem aus dem Schwarzwälder Reformkloster St. Blasien. Ein guter Wallfahrtsort wie Mariazell nahm demnach schon im Hohen Mittelalter an einer gesamteuropäischen Geistigkeit teil, die man mit dem Begriff vom „monastischen Jahrhundert“ zu kennzeichnen pflegt. Damals wurden neue Reformklöster wie die der Zisterzienser (seit 1108) grundsätzlich als „Marienkirchen“ geführt. All das spiegelt sich in der Geschichte des Mönchs Magnus und seines Gnadenbildes.

(7) In der Pietas Austriaca, wie sie durch die Schriften von Anna Coreth⁶ sprichwörtlich wurde, erfuhr das marianische Wallfahrtswesen vielleicht eine stärkere Ausprägung als in Ländern, wo es nicht notwendig war, einen Vielvölkerstaat zusammenzuhalten. Wenn Tschechen, Kroaten und Slowaken zärtlich von der *Alma Mater gentium Slavorum*, die Ungarn von

der *Magna Hungariae Domina* - nach größeren militärischen Erfolgen gegen Osmanen und Bulgaren -, die Baiern von der *Mater Bavariae* sprachen, so war ihnen nicht verwehrt, auch ein wenig lokalpatriotisch zu fühlen, während die Österreicher schon früh an alle ihre „Völker“ zu denken hatten, wenn sie von der *Magna Mater Austriae* sprachen. Das war sicherlich keine gelehrte Anleihe an die „große“ Artemis der Heiden, etwa die „große Mutter von Ephesus“ aus Apg 19,23-27. Vielmehr bezog sich die österreichische Bezeichnung ausdrücklich auf Maria: auf einen übernationalen kirchlichen Begriff, der mehr an die Catholica mahnte als an Herrschaft. Gleichzeitig sagte er zugestandenermaßen im ursprünglichen Sinn des Wortes „Politisches“ aus. Die Mariazeller Wallfahrt wurde zur sprichwörtlichen Pietas Austriaca, einer politischen Notwendigkeit und „Staatsfrömmigkeit“, als es im Bereich der späteren Donaumonarchie galt, immer mehr Nationen, Idiome und 12 Sprachen zu integrieren. Um es romantisch und vereinfachend auszudrücken, bestand die „Volkseele“ der Österreicher nach Ausweis der heimischen Marienwallfahrt eher im Bewusstsein eigener Unzulänglichkeit und Hilfsbedürftigkeit angesichts gigantischer Aufgaben, d. h., in einer gesunden Kontingenzerfahrung, weniger im Ekstatischen oder gar Wundersüchtigen. Man denke im Vergleich dazu an die berühmte Wallfahrt zur „Schönen Maria“ von Regensburg am Vorabend der Reformation.⁷ Solche grotesken Ereignisse, die sich dort oder anderen Orten abspielten, sind mir von Österreich nicht bekannt.⁸ Vielleicht erklärt sich das damit, dass man dem Österreicher keine besondere Begabung für „Mystik“ nachsagen kann.

(8) Trotzdem wäre es unangebracht, den Ursprung der Wallfahrten primär auf politische Erwägungen zurückzuführen. Vielmehr war der eigentliche historische Kern der legendenhaften Erzählungen vom Anfang Mariazells offensichtlich dieser: Auch mächtige christliche Landesherren sollte man in ihrer christlichen Gläubigkeit nicht unterschätzen. Auch sie dürften damals wie Papst Benedikt XVI. Klöster als „Orte geistlicher Kraft“ verstanden haben, an denen immer Bedarf war, besonders aber nach Abschluss der frühen Karantanenmission im Umfeld von Mariazell. Das Marienbild zog die Hilfe und Trost Suchenden an. So wurden Wallfahrtswege „ausgetreten“ von den Tiefen Pannoniens und vom Hügelland des Westens aus, vom mährischen Norden und vom karantanischen Süden. So habe die Wallfahrt „Mariazell“ begonnen, heißt es in der schlichten Überlieferung.

(9) Am 13. September 1983 hat Papst Johannes Paul II. Mariazell besucht, nachdem er Tags zuvor am Kahlenberg der Errettung Wiens vor 300 Jahren im Gebet gedacht hatte - des Marco d'Aviano, des polnischen Königs Sobieski, des Herzogs von Lothringen und der siegreichen Kaiserlichen. Er folgte dem Beispiel der großen österreichischen Landesherren, die ihre Regierungssorgen zur Magna Mater Austriae trugen. Der Papst wusste natürlich auch, dass das Aufblühen der Wallfahrt von Mariazell nichts mit blindem „Triumphalismus“ zu tun hatte. Das Zeitalter des frühen

Barock im 17. Jahrhundert war bekanntlich eine Zeit apokalyptischer Ängste, wie sie Hartmut Lehmann eindrucksvoll geschildert hat.⁹ In dieser Zeit der „Not, Angst, Hoffnung und der Krise des Glaubens“ zerfleischten sich christliche Mächte, da das Ursprungsland der Reformation in dreißig Jahren von etwa 18 auf 8 Millionen entvölkert wurde, da die nähere Umgebung von Mariazell beständig von türkischen Reiterscharen bedroht wurde und Klöster wie Millstat, Lilienfeld, Göttweig, Rein u. a. zu Festungen ausgebaut werden mussten. Kaiser Leopold I. (+1705) wallfahrte nicht aus Frömmerei, politischem Kalkül oder gar Fanatismus zur Magna Mater, sondern aus nagender Sorge, blanker Türkenangst, von Not geplagt und auch dankbar, noch einmal mit seinem ganzen Haus und Land davongekommen zu sein. Seine Motive unterschieden sich nur unwesentlich von den Gefühlen, die auch republikanische Staatsmänner zum Rosenkranz greifen ließen, als sie 1955 zu den Verhandlungen nach Moskau flogen. Insofern war Mariazell auch Mittelpunkt einer politischen Katholizität. Aber ihr Heiligtum betreten die Mächtigen mit gefalteten Händen und beugen ihr Knie. Das hatten noch inmitten herrschender Rationalisten und angesichts des anscheinend unbesiegbaren korsischen Artillerie-Generals 1796 und 1799 die Wiener, angeführt von einigen glaubenstreuen Hofräten, wieder aufgegriffen, um für das geschundene, aber auch nicht einfach unschuldige Österreich und seine Völker zu flehen. Das hatte der hl. Clemens Maria Hofbauer, der bespitzelte, inhaftierte, gedemütigte, vielfach bedrohte „Apostel Wiens“ (+1820), bei seinen Mariazell-Fahrten Arm und Reich vorgelebt. Das setzte P. Heinrich Abel S. J. (+1926) mit seinen Männerwallfahrten fort, an denen auch Bundeskanzler teilnahmen, - zu bitten, nicht zu triumphieren. Das machten zur Zeit der Verhandlungen um den Staatsvertrag Petrus Pavlicek OFM und die Wiener Katholische Studentengemeinde in Anlehnung

an die Studentenwallfahrt von Paris nach Chartres bei ihrer jährlichen Pfingstwallfahrt.

(10) Dazu kam das, was Volkskundler die *virtus* (Kraft) der Gnadenorte nennen. Ich erinnere mich an das *ceterum censeo* meines Kollegen Josef Staber in Regensburg, der zu beteuern pflegte, heilige Stätten verdanken ihren Zulauf der *virtus*, die von ihnen ausging und vor allem unzählige Kranke heilte, und nicht in erster Linie den Theologen und deren Lehren. Die päpstliche Formulierung von den „Orten geistlicher Kraft“, die in der Heiligenkreuzer Vesperrede von Papst Benedikt XVI. eindringlich ausgeführt wurde, entspräche somit weithin dem Begriff auch der Volkskunde. Denn gerade die Wallfahrer früherer Zeiten, vor allem die Fern- und Jerusalem-pilger, hatten etwas zu büßen und strebten mit der Mühsal des Weges nach Beichte, Lossprechung, Bußwerk und Ablass als einer Selbstverständlichkeit, auch wenn sie allerlei sonstige Heilung begehrten. Es stellten sich mit der seelischen Heilung auch regelmäßige „Gebetserhörungen“ ein, welche die leiblichen Gebrechen betrafen.

(11) Früh verhalten hochfürstliche Pilger aus dem slawischen und magyarischen Raum Mariazell zu überregionaler Bedeutung. Der erste war der mährische Premyslide Heinrich I. Wladislaw (+1222) mit seiner Gattin, Bruder des Böhmenkönigs Wenzel I. (+1253) und des damals regierenden Erzbischofs Adalbert II. von Salzburg (+1200). Der zweite königliche Pilger und Stifter war der Anjou Ludwig I. der Große von Ungarn und Polen (1377; +1382). Die Motivbilder der beiden Fürsten flankieren das Hauptportal der Basilika noch heute. Das mährische Fürstenpaar kam mit einem Gichtleiden, verließ Mariazell geheilt und beschloss die erste Wallfahrtskirche zur *Alma Mater gentium Slavorum* zu bauen (um 1200). 1366 dankte der kirchenfromme ungarische König der *Magna Hungariae Domina* für den Sieg über die Türken mit der Errichtung der Ladis-

lauskapelle, die für die ungarischen Pilger bis heute ein nationales Heiligtum geblieben ist. In ihr wurde auch Kardinal Mindczenty 1975 bestattet, bis er am 4. Mai 1991 in seine Bischofskirche nach Esztergom (Gran) überführt werden konnte. Am Vorabend seines Todes hatte er durch eine Ergänzung seines Testaments verfügt, als Exilant in Mariazell bestattet zu werden. Die *Magna Hungariae Domina* hatte seiner Nation Frieden und wahre Ruhe erlehnt. An der Kurie wusste man ganz genau, dass Mariazell für die Ungarn „zum Symbol des geistigen Widerstands“ geworden war. Das war *Pietas Austriaca* in Reinkultur.¹⁰

¹ Anna Coreth, *Pietas Austriaca*. Österreichische Frömmigkeit im Barock, Zweite Aufl., Wien 1982.

² Die Pilgerreise der Aetheria (*Peregrinatio Aetheriae*), lateinisch/deutsch, übers. und hrsg. von Karl Vretska, Klosterneuburg bei Wien 1958, S. 183-261 <Jerusalem>.

³ Zu diesem Anlass ist eben eine Festschrift erschienen: G. Mihlig/A. Pytlík (Hrsg.), *Zum Papstbesuch in Österreich 2007*. Mit Maria – auf Christus schauen! Fs. Für Papst Benedikt XVI., Graz 2008. – Meinem Beitrag „Mariazell (1157 – 2007). Ein mitteleuropäisches Heiligtum und die Botschaft des Papstes Benedikt XVI., des Marienpilgers“ habe ich einige Passagen über die Entstehung von Mariazell (Par. 5 und 10) übernommen.

⁴ Näheres zu diesem pastoralen Thema ist bei Ida Maria Plechl, *Wallfahrt in Österreich*, Wien 1988 nachzulesen.

⁵ Predigt beim Gottesdienst in Mariazell, in: *Die österreichischen Bischöfe, Papst Benedikt XVI. in Österreich*. Apostolische Reise aus Anlass des 850-Jahr-Jubiläums von Mariazell, Wien 2007, S. 46.

⁶ Anna Coreth, siehe Anmerkung 1.

⁷ Arnold Angenendt, *Geschichte der Religiosität im Mittelalter*, Darmstadt 1997, S. 72.

⁸ Arnold Angenendt, ebd., *Deggendorfer Gnad*, S. 508; *zum Heiligen Blut in Walldürn*, S. 507; *zum Heiligen Blut in Wilsnack*, S. 507.

⁹ Hartmann Lehmann, *Das Zeitalter des Absolutismus*. Gottesgnadentum und Kriegsnot, Stuttgart 1978, S. 105-161.

¹⁰ „Ungarische und österreichische Bischöfe tagen gemeinsam“, *Internet News* vom 19. Juni 2006, *Religion*: 26. Februar 2008.

Adolf Fugel

Der Lebendige Rosenkranz (Teil 2) - Pauline-Marie Jaricot

Wer ist diese Frau, die weitgehend noch so gut wie unbekannt ist, obwohl ihre religiösen Ideen auch bei uns eine begeisterte Gefolgschaft gefunden haben? Warum ist sie bei uns nicht volkstümlich geworden? Die Lösung dieses Rätsels liegt nicht nur in der jahrzehntelangen Anfeindung, sondern auch in ihr selbst. Sie ist so sehr Französin, dass vielleicht nur der Franzose sie ganz verstehen kann. Schon die Frömmigkeit ihrer Jugend ist seltsam leidenschaftlich wie die Revolutionszeit, in der sie geboren wurde. Während die rote Jakobinermütze in den Straßen ihrer Heimatstadt Lyon auftauchte und die Plünderungen begannen, musste ihre Mutter mit den Kindern auf ein Landgut flüchten. Schrecken der Flucht, grauenhafte Nachrichten aus ganz Frankreich, flehentliches Gebet der Mutter - unter solchen Eindrücken stand die Kindheit der kleinen Pauline. Die Kinderseele vergaß rasch, aber es blieb ihr doch eine gewisse Zwiespältigkeit des Charakters, unter der sie selbst litt. Sie konnte großmütig sein wie eine Heilige, konnte viele

Stunden in einer Dorfkapelle knien und hätte gerne einen Goldbrunnen besessen, um alle Armut damit auszulöschen; aber das weiche, von Liebe erfüllte Herz wurde von einem sehr eigenwilligen Kopf beherrscht, der eine führende Rolle in der Gesellschaft spielen wollte. Dies kam ihrem Ehrgeiz entgegen; sie konnte sich ausgelassen ihrer Jugend und Schönheit freuen mit dem Ziel, insgeheim den „Goldfisch“ im Netz einer reichen Heirat einzufangen. Pauline ließ sich Schmeicheleien gern gefallen, tanzte manche Nacht die Sohlen durch, ritt spazieren, besuchte Konzerte und war überall zu sehen, wo sich die Jugend von Lyon zu treffen pflegte. Ein unglücklicher Sturz erst mahnte sie, über dem Trubel der Vergnügungen die erste Welt der Religion nicht ganz zu vernachlässigen. Lange schwer nervenkrank, dem Tode nahe, wurde sie fast augenblicklich durch den Empfang der heiligen Kommunion gerettet; aber ihre Mutter war dem Kummer und den Anstrengungen der Nachtwachen erlegen. Pauline gab sich auch jetzt noch nach

dem Trauerjahr für die Mutter aufs neue den früheren Zerstreuungen hin, bis ein heiligmässiger Beichtvater die guten Seiten ihres Charakters entdeckte und ihr Mut machte.

Mit dem rücksichtslosen Ungestüm ihrer siebzehn Jahre wirft sich nun Pauline Jaricot auf die schwierigsten Übungen der Vollkommenheit. In großem, ja übertriebenem Eifer rechnet sie mit ihrem vorherigen Leben ab, um sich auf jenen Weg zu begeben, der geradeaus zum Himmel führt. Ihre Bekannten schütteln entsetzt den Kopf, als sie plötzlich wie ein Dienstmädchen vom Lande mit einem groben blauen Rock, derben Schuhen, weißem Schultertuch und Häubchen auftaucht, ihre Schmucksachen verkauft und im Armenhospital die widerwärtigsten Kranken pflegt. Von der Verwunderung bis zum Vorwurf der Hysterie ist nur ein kleiner Schritt. Man muss es den Tadlern zugute halten, dass Pauline ihnen oft Anlass zu deren Meinung gegeben hatte. Ihre häufigen, unerklärlichen Krankheiten und plötzlichen Heilungen, ihre sprunghaft wechselnden Ideen und

Handlungen gaben diesem Verdacht seine Berechtigung. Die abgeklärte Ruhe und das namenlose Leiden der späteren Jahrzehnte haben jedoch erwiesen, dass diese Seele stark und fromm genug war, die Anfälle krankhafter Selbstbespiegelung zu überwinden und sogar als Antriebskraft zu heroischen Leistungen zu nutzen. Jedenfalls fand sie zuerst nur unter den einfachen Arbeiterinnen der Fabriken Achtung und Gefolgschaft, als sie diese zu einer Sühnekongregation für das Herz Jesu zusammenschließen wollte. Selbst ihre Familie gab Skepsis und Widerstand erst auf, als ihr Lieblingsbruder Phileas eines Tages seinen Entschluss kundgab, ins Priesterseminar einzutreten und als Kannibalenmissionar sterben zu wollen.

Die vertrauteste Freundschaft verband nun Bruder und Schwester. Phileas schickte ihr regelmäßig Berichte aus den Missionen und Pauline half ihm, indem sie ihm ihre Ersparnisse und den Ertrag einer von ihr angeregten wöchentlichen Freitagskollekte der Arbeiterinnen zugunsten der Heidenmissionare übersandte. Die Idee ihres Bruders füllte mehr und mehr auch ihr eigenes Sinnen und Trachten aus. Wo aber ein Wille ist, ist auch ein Weg. Bei den zwanglosen abendlichen Beratungen in der Familie am Kamin sitzend kam sie auf einen praktischen Gedanken, der als *Werk der Glaubensverbreitung* für die katholischen Missionen von ungeheurer Bedeutung werden sollte: Jeder soll sich verpflichten, wöchentlich einen Sou für die Heidenmission zu stiften und andere zu gleichem Zweck zu werben. In strenger Organisation, aufgebaut auf Zehner- und Hundertschaften, soll dann das Geld einer Sammelstelle zugeleitet werden, die es an die Missionen verteilt. Dies war der Plan, den Pauline sofort auf die Rückseite einer Spielkarte notierte und bald unter den Bekannten ihrer Vaterstadt ausprobierte. Als habe die Welt nur auf eine so einfache und geschickte Methode gewartet, bürgerte sich das *Werk der Glaubensverbreitung* mit überraschender Schnelligkeit ein. Papst Pius VII. segnet es mit Freuden, und als am 3. Mai 1822 ein Zentralverwaltungsrat eingesetzt wurde, flossen der Mission riesige Summen zu. Die Gründerin des Werkes aber ließ sich ohne Einspruch die Leitung der Bewegung, für die sie drei Jahre unermüdlicher Arbeit geopfert hatte, aus der Hand nehmen und trat bescheiden in die Reihe jener zurück, die mit ihren Spenden Missionare ausrüsten und Katechismen besolden. Wenn man auch ihre Verdienste um das *Werk der Glaubensverbreitung* nie anerkannte, ihre Pläne vielmehr als Hirngespinnste einer Betschwester bezeichnete, diejenigen, die sich durch die geniale Idee der erst dreiundzwanzigjährigen Lyoneserin so nachdrücklich in ihrer Missionsarbeit unterstützt sahen, vergaßen Pauline Jaricot nicht. Ihre stille Wohnung sah bis zu ihrem Tode unzählige Besuche von Missionaren, die allen Verleumdungen zum Trotz ihrer Wohltäterin persönlich danken wollten.

In Sorge um den Glauben in der Heimat

Die päpstliche Enzyklika des Jubeljahres 1825, ein Ruf der Sorge über die Gottlosigkeit der Welt, gab Pauline Jaricot einen neuen Gedanken ein: durch gemeinsames Rosenkranzgebet von vielen tausend frommen Seelen den Himmel um Gnade und Verzeihung zu bitten. Wenn jedes Mitglied täglich nur ein Gesätz des

Rosenkranzes betete, so wäre eine Kette der Liebe um den ganzen Erdball gespannt. 1826 als *Lebendiger Rosenkranz* gegründet, fand auch diese Idee Paulines rasche Verbreitung, obwohl ihre Feinde sogar ein Breve des Papstes, das die neue Andacht empfahl, auf dem Wege von Rom nach Lyon unterschlugen und Kardinal Lambruschini sie öffentlich in Schutz nehmen musste. Hätte sich nicht dieser weitschauende Kirchenfürst, mit dem sie in regem Briefwechsel stand, für die Lauterkeit ihrer Ansichten verbürgt, wäre ihr auch die Leitung dieser Organisation entrissen worden. Ihr Tagewerk war nun geteilt in die Sorge für die Armen und Kranken und in die Verwaltung des *Lebendigen Rosenkranzes*. Über das Büromäßige hinaus wusste sie durch immer neue Briefe und Rundschreiben den asketisch-mystischen Sinn der großen Gebetsgemeinschaft zu erklären. Wie sie selbst im Übernatürlichen lebte, so wollte



Pauline-Marie Jaricot

sie auch ihre Mitglieder ganz in die Übernatur erheben. Alles musste ihr dazu helfen: Gebet, Nachtwachen, Fasten und andere Kasteiungen, Verbreitung von Kreuzifixen, Medaillen, erbaulichen Büchern. Die Zeit konnte nicht unruhiger sein. Ihr seeleneifriger Bruder Phileas war einem Giftattentat zum Opfer gefallen, als er die skandalösen Zustände eines Krankenhauses reformieren wollte. Einige Spitalschwestern, die um Gesundheit und Ehre bangten, hatten Pauline zu sich genommen und bildeten die *Gesellschaft Mariä*. Kurz darauf brach die revolutionäre Arbeiterbewegung aus. Da sich die Aufständischen am Haus Loretto verschanzten, wurde es von den Regierungstruppen vier Tage und vier Nächte lang unter Granatfeuer genommen. Pauline hatte sich mit den Schwestern in die Katakombengänge des Berges zurückgezogen und entging so dem Tode, aber der Schrecken hatte ihre ohnehin lebensgefährliche Herzerweiterung so verschlimmert, dass man mit ihrem Ableben rechnete. Umso mehr befremdete es, als sie sich in starkem Vertrauen auf die Hilfe der Märtyrerin Philomena entschloss, eine Pilgerfahrt zur Grabesstätte

dieser Heiligen in Mugnano bei Neapel zu machen. Das kühne Unternehmen gelang. Obwohl sie in Rom halbtot angekommen war und nicht zur Audienz erscheinen konnte, so dass Papst Gregor XVI. sie zweimal besuchte, konnte sie bei der Rückkehr von Mugnano dem Papst frohlockend von ihrer völligen Heilung berichten. Die Julirevolution des Jahres 1830 und die ihr folgenden Aufstände hatten in Pauline Jaricot den Entschluss reifen lassen, den verhetzten Arbeitern das Ideal eines christlich geführten Industrieunternehmens beispielhaft aufzuzeigen. Sie hatte tiefstes Mitleid mit den Proletariern und glaubte an ihre Redlichkeit, nachdem sie gesehen hatte, wie die aufständischen Arbeiterbataillone im Gegensatz zur großen Revolution strenge Ordnung hielten, Diebstahl bestrafte und vor dem Sakrament saluatierten. Sollte es unmöglich sein, den Klassenkampfparolen eine wirkliche soziale Tat entgegenzustellen? Eine *Liga des Gebetes* und eine *Liga der Caritas* bestanden bereits, auch eine sogenannte *Banca Coeli* hatte sie gegründet, um mit Kapital katholischer Anleger die wucherische Ausbeutung der kleinen Leute zu verhindern.

Tod in bitterstem Elend

Diesem sozialen Hilfswerk glaubte sie die Krone aufzusetzen, indem sie ein Hüttenwerk mit starken Erzlagerern erwarb. Viele Arbeiter, Dienstmädchen und Handwerker, die ihr vertrauten, legten ihre Ersparnisse an. Doch der Bevollmächtigte Gustav Perre, ein schlauer und heuchlerischer Verschwender, veruntreute die riesigen Summen bis auf den letzten Pfennig, so dass Pauline Jaricot nicht nur finanziell ruiniert war, sondern auch vom Gericht für die Verluste der Sparer haftbar gemacht wurde. Nie hat sie über den Verlust des eigenen Vermögens geklagt. Dass sie aber gerade diejenigen, denen sie mit allem Idealismus ihrer Seele helfen wollte, nun ins bitterste Elend stieß, war ihr eine unerträgliche Pein. Früher hatte sie einmal als echte Tochter der Märtyrerstadt Lyon nach dem blutigen Martyrium verlangt. Das Martyrium des Herzens, das sie nun fünfzehn Jahre lang erduldet, ließ alle Qualen leiblicher Tortur hinter sich. Die wenigen reichen Gläubiger bedrängten sie unaufhörlich mit Klagen, Drohungen und Schmähbriefen, die vielen armen Gläubiger schwiegen zu ihrem Verlust, aber ihre stumme Verzweiflung schien ihr die entsetzlichste Anklage. Da machte sie sich auf, siech und fiebernd, um vier Jahre lang quer durch ganz Frankreich an den Haustüren zu betteln und den kleinen Sparern wenigstens einen Teil ihrer Einlagen zurückzuzahlen. Im Alter schien sich die Welt gegen sie verschworen zu haben. Verleumdungen, wohin sie auch kam. Der Hausgeistliche behandelte sie wie eine versteckte Sünderin, zwölf Schwestern der *Gesellschaft Mariä* verließen sie ohne Abschied. Um nicht verhungern zu müssen, saß sie vom Morgen bis zum Abend über ihre Handarbeit gebeugt. Jeder Franc aber, der ihr geschenkt wurde, wanderte zu den Gläubigern. Am 9. Januar 1862 endete dieses Leben im Dienste der Mission und des Rosenkranzes aber auch im Dienste des Glaubens ihrer Heimat, verraten von den ehemaligen Freunden, geliebt nur von wenigen, ein tragisches Schicksal in den Augen der Welt, ein Beispiel heldenhaften Opfermutes für ihr Volk und Vaterland.

German Rovira

Maria

„Ave Maria“, so haben die Lateiner den griechischen Gruß an Maria geändert. Nicht nur mit *Καίρε κεχαριτωμένη* („Du bist voll der Gnade“) wollten sie Maria grüßen, sondern als Kaiserin, als *βασιλεια* des Himmels und der Erde, so wie man den Kaiser grüßte.

Natürlich ist sie „die Begnadete“, wie der Engel sie begrüßte (Lk 1,28): Sie ist seit dem Anfang ihrer Existenz unbefleckt, voll des Heiligen Geistes, die *Immaculata*! Mit Recht grüßte sie Elisabeth, als Maria „nach einigen Tagen“ (Lk 1,39) zu Besuch kam, um ihr zu helfen: „Gesegnet bist du mehr als alle anderen Frauen...“ (Lk 1,42).

Gebenedeit sein und in Gnade leben sind Gaben, die Gott uns durch Jesus Christus schenkt. Maria war die Mutter Jesu und besaß sozusagen diese beiden Eigenschaften. Und sie ist die Königin des Himmels und der Erde, alles Erschaffenen, weil sie aufs Innigste mit ihrem Sohn verbunden war: im Leibe, weil sie den Leib des Sohnes Gottes in ihrem Schoß geformt und getragen hat; aber auch geistig, weil sie „die Magd des Herrn“ war (Lk 1,38). Das bekennen wir, wenn wir sie als „voll der Gnade“ bezeichnen.

Aber sehen wir genauer hin: Die Gnade ist Teilhabe am Leben, an der Ewigkeit Gottes. Es ist so, wie Jesus uns versprochen hat: „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt; wer mich aber liebt, wird von meinem Vater geliebt werden und auch ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren“ (Joh 14,21). Die Gnade ist, wenn wir es theologisch ausdrücken wollen, „die ungeschuldete Gabe, in der Gott uns sein Leben schenkt; sie wird vom Heiligen Geist in unsere Seele eingegossen, um sie von der Sünde zu heilen und sie zu heiligen“ (KKK 2023). „Die Gnade des Heiligen Geistes schenkt uns die Gerechtigkeit Gottes. Der Geist vereint uns durch den Glauben und in der Taufe mit dem Leiden und der Auferstehung Christi und lässt uns an dessen Leben teilhaben“ (KKK 2017).

Die Mutter Gottes hat durch die Fülle der Gnade die Fülle der Heiligkeit und ist in den Himmel aufgenommen, weil sie von Anfang an ohne Sünde war: „Assumpta quia immaculata“, wie der Spruch der Theologen sagt. Das ist die **Mutter Gottes**: die „Voll der Gnade“!

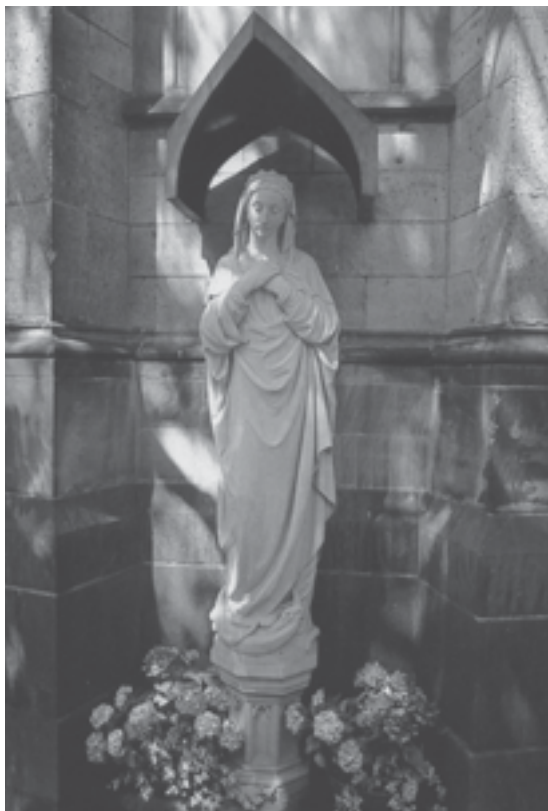
Was ist sie für uns? Was für eine Aufgabe erfüllt sie mit ihrem Sohn im Werk der Erlösung? Nun, die Mensch-Werdung des Sohnes Gottes bedeutet gleichzeitig die Gottesmutter-Werdung der Jungfrau Maria. Und das bringt auch mit sich, dass Maria Braut des Heiligen Geistes wird: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten; deshalb wird auch das Kind heilig und Sohn Gottes genannt werden“ (Lk 1,35). Im Matthäusevangelium wird uns gesagt, dass Maria ein Kind empfing „durch das Wirken des Heiligen Geistes“ - *ἐκ πνεύματος ἁγίου* (Mt 1,18). Das ist eine Doppelwirkung des Heiligen Geistes.

Das heißt, mit der Gottesmutter-Werdung ist die Aufgabe Marias in der neuen Heilsordnung nicht abgeschlossen, sondern hat erst begonnen: Das Heil muss im engeren Sinn durch

die Erlösung kommen; aber dann fängt das eigentliche mittlere Wirken Marias an, die dem Mittler Christus bleibend zugesellt ist. Sie ist durch die Gottesmatterschaft, d. h. durch das Einbezogensein in die hypostatische Ordnung, Vermittlerin Gottes für die Menschen; Maria ist die *Neue Eva*, „die geistige Mutter der werdenden Kirche“¹.

Christus hat die menschliche Natur aus dem Schoße Marias und trat damit durch seine Mutter in Verbindung mit dem ganzen menschlichen Geschlecht. Und so wurde Maria die Mutter der neuen Menschen: Die Erlösung ist die Reduplikation der Schöpfung. Maria kommt dies zu durch die Kraft des Allerhöchsten, durch die Kraft Gottes, die wir dem Heiligen Geist zusprechen. Dadurch sind alle Eigenschaften und Privilegien Marias nicht nur zur Ehre und Verherrlichung ihrer Person da, sondern sie haben auch für uns eine große Bedeutung.

Welcher Sohn wird nicht auf die Bitte seiner Mutter hören? Gott ist Mensch geworden, weil er eines sicherlich wollte: die Schöpfung zur



Immaculata, Pfarrkirche St. Mariä Empfängnis, Düsseldorf

Vollendung führen, die Schöpfung vollenden! Und diese Vollendung ist Maria: Mehr als sie ist nur Gott!

Sie ist die immerwährende Jungfrau auch unserer wegen, weil sie uns einzigartig als ihre Kinder liebt und beschützen soll vor der Welt-haftigkeit: „In der Welt seid ihr in Bedrängnis; aber habt Mut: Ich habe die Welt besiegt“ (Jo 16,33). Sie wirkt mit ihrem Sohn, damit wir „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“ sind (Mt 5,13-14); sie will uns den Frieden ihres Sohnes sichern, welchen die Welt uns nicht geben kann (vergl. Joh 14,27). Maria ist, weil Jungfrau, die Königin des Friedens.

Betrachten wir „die Welt und die anderen Welten, die in der Nacht herüberleuchten: das ganze Universum“², sie ist die Königin des Himmels und der Erde, der Engel und der Menschen. Deshalb ist sie auch Jungfrau, um uns vor der Verblendung und der Anhänglichkeit an die Dinge dieser Welt zu schützen. Mit Recht sagt uns der hl. Bernhard: Wenn Du verworren bist und Angst hast, schaue auf Maria, siehe den Morgenstern. Maria ist die *Virgo prudentissima*, die *Virgo clemens*, die *virgo potens* und *fidelis*, wie wir sie in der Laurentianischen Litanei anrufen (Maria als die weise, gütige, mächtige und getreue Jungfrau).

Sie ist die *Immaculata*, weil sie uns verteidigen soll vor jedem Angriff des Teufels: als die *Neue Eva*, die sich von Anfang an Gott hingegen hat. Sie ist die Königin der Engel und dadurch „terror daemonum“, der Schrecken der bösen Geister, wie wir auch vom hl. Josef in der Josefslitanei sagen.

Die Standarten der spanischen Truppenabteilungen trugen das Bild der *Immaculata*, mit der Inschrift „Ohne Sünde empfangen“, so wie die Standarten der Truppen Konstantins das Kreuz, mit der Inschrift „In hoc signo vinces“ (In diesem Zeichen wirst du siegen). Ja, sie wird uns helfen, über die Dämonen zu siegen, über die bösen Geister. Und, wenn es für uns gut ist, wird sie uns sogar helfen, Drangsale und Widerwärtigkeiten dieser Welt besser zu ertragen und sie ihrem göttlichen Sohn für die Menschen aufzuopfern.

Wir pflegen ja, wie der große Verehrer Marias und Verteidiger ihrer Jungfräulichkeit, Ildelfons von Toledo, gelehrt hat, uns Maria zu weihen, und wollen es tun, um Jesus zu dienen wie Maria; darum wollen wir auch Diener Marias³ sein. Wir sind durch die Taufe Miterlöser mit Christus und gesandt in die ganze Welt, seine Lehre zu verkünden (vergl. Mt 28,19-20). Um Miterlöser zu sein, müssen wir von Gott angenommen sein und dazu brauchen wir Maria; sie ist die Miterlöserin per exzellent, weil sie uns den Erlöser geboren hat.

Und schließlich ist sie die *Assumpta*, die in den Himmel Aufgenommene, die ihren Sitz zur Rechten Gottes, ihres Sohnes, hat, wo sie über uns fürsorgend wachen will. Mit ihm wird sie über uns richten (vergl. Mt 19,28) als die *potentia supplicante*, die bittende Macht.

Wir können uns an sie wenden. Nach der Aufnahme in den Himmel hat sie ihren Sohn wiedergefunden und nun sind beide für immer vereint. Sie kann ihre *Mittlerschaft* vollkommen ausüben: Sie ist die Mutter der Kirche; die Kirche aber sind wir: Glieder des Mystischen Leibes Christi! Die Mutter Gottes kann uns sozusagen auf Schritt und Tritt begleiten und uns mahnen, den Versuchungen nicht nachzugeben, den bequemeren Weg zu gehen oder sogar entmutigt oder enttäuscht zu sein. Sie kann uns, weil sie eine vollkommene Kenntnis ihrer Kinder besitzt und unsere Nöte sieht, in allem helfen, wenn es für uns gut ist: Als Mutter kennt sie uns nicht nach der Art eines Psychologen, sondern sie wünscht sich das, was für uns das Beste ist;

denn ihre Erkenntnis geht aus der Gottesschau hervor.

Besonders hilft sie uns, unseren Auftrag zu erfüllen: Wir sind aufgerufen, mit Christus mitzuerlösen, zum Werk der Erlösung beizutragen, wie die Kirche es uns lehrt: „Die pilgernde Kirche ist ihrem Wesen nach missionarisch (das heißt als Gesandte unterwegs), da sie selbst ihren Ursprung aus der Sendung des Sohnes und der Sendung des Heiligen Geistes herleitet gemäß dem Plan Gottes des Vaters“⁴.

Hier kann uns die Mutter Gottes besonders helfen, sie ist ja auch die Königin der Apostel, wie wir sie in der Lauretanischen Litanei anrufen. Sie ist in den Himmel aufgenommen worden und sie ist dort nicht untätig. Sie lächelt auch nicht etwa nur ihren Verehrern zu. Sie ist unsere Mutter und ihr Herz ist in Liebe verbunden mit dem Herzen Jesu. Ihr Herz, das unserem so ähnlich ist, ist jedoch viel reiner und zärtlicher als unseres, weil Maria unbefleckt ist und weil ihr Herz dem Herzen ihres Sohnes - menschlich gesehen - gleich ist. Und die Gna-

den haben in dem Herzen der Mutter Gottes die Liebe unendlich wachsen lassen. „Mehr als Maria ist nur Gott!“ Diesem Paradigma zufolge können wir sagen: „Mehr als Maria liebt uns nur Gott!“

Noch ein kurzes Wort zu Liturgie und Glaubenslehre.

Wahre Frömmigkeit ist immer mit der Liturgie verbunden und *lex orandi* ist auch *lex credendi* (das Gesetz des Betens ist auch das Gesetz des Glaubens.); oder wie Prosper von Aquitanien sagte: „*legem credendi lex statuat supplicandi*“⁵, das Gesetz des Glaubens soll das Gesetz des Bittens bestimmen.

Die Jungfrau Maria, die Mutter des Herrn und die Mutter der Kirche, hat die Liturgie gewissermaßen geprägt, wenigstens passiv, und deshalb hat man im Gebet über sie nachgedacht, man könnte sagen: theologisch geforscht. Und das Ergebnis sind u. a. die vier Glaubensdogmen der Kirche über Maria: die Gottesmutterchaft (Ephesus, 431)⁶, die immerwährende Jungfräulichkeit (Konstanti-

nopol II., 553 und Martin I., 649)⁷, die Unbefleckte Empfängnis (1854, Pius IX.)⁸ und die leibliche Aufnahme in den Himmel (1950, Pius XII.)⁹. Dieser Glaube, das Gebet und die Betrachtung ihrer leiblichen Mutterschaft kann immer wieder neue Aspekte der Bedeutung Marias betonen. Das könnte im Laufe der Jahre, wenn Gott es will, zu neuen Dogmen über Maria führen.

¹ A. DEUSSEN, *Das Geheimnis der Liebe im Weltplan Gottes*, Innsbruck 1954, S. 178, siehe auch S. 150-167.

² J. ESCRIVÁ, *Der Weg*, Köln 1982, n. 432.

³ ILDEFONS VON TOLEDO, *La Virginitad perpetua de Santa Maria*, BAC, Madrid 1971, S. 43-154, besonders c. 12, S. 147 ff.

⁴ II. Vat. Konzil, *Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche*, *Ad gentes*, vom 7.12. 1965, n. 2.

⁵ Auct. Ep. 8.

⁶ DH 552.

⁷ DH 422, 503 und 504.

⁸ DH 2803.

⁹ DH 3902

Ferdinand Krieg

Dominus tecum

Mit einer Reihe von heiligen Messen und Predigten bereiten wir uns auf das Hochfest der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria vor. Wir tun es frohen Herzens, denn es ist ein Muttergottesfest, das uns zeigt, was wir mit der Gnade Gottes, durch sein Zutun zu unseren Werken, erreichen und bewirken können. Maria steht vor uns als leuchtendes Beispiel für das Wirken der göttlichen Gnade. Durch einen einzigartigen Gnadenvorzug des allmächtigen Gottes ist Maria im Hinblick auf den Erlösungsplan Gottes und die Verdienste Jesu Christi, des Erlösers des Menschengeschlechtes, vor jedem Makel der Erbsünde rein bewahrt geblieben. So lehrt es die Kirche.

An Maria wird darum jene Schönheit, Heiligkeit und Herrlichkeit sichtbar, derer sich die von Gott zuerst erschaffenen Menschen im Zustand der heiligmachenden Gnade erfreuen durften. Diese hatte die Gotteskindschaft und das Erbrecht auf den Himmel unmittelbar zur Folge und ermöglichte ein direktes Sein bei und mit Gott im Paradies. Mühseligkeiten, Krankheiten und Schmerzen waren den ersten Menschen unbekannt, und der Tod hatte keine Gewalt über sie. Diese Heiligkeit und Herrlichkeit sollte der Stammvater der ersten Menschen weiter vererben, doch die ersten Menschen durchkreuzten Gottes Plan, erhoben sich gegen ihn und übertraten mit klarer Erkenntnis und freiem Willen sein Gebot. Die Folge war der Verlust der heiligmachenden Gnade und des Erbrechts auf den Himmel.

Darin besteht also der Makel der Erbsünde, dass die Menschen ohne die heiligmachende Gnade geboren werden, ohne die besondere Gotteskindschaft und ohne ein generelles Anrecht auf den Himmel.

Nun darf und soll sich der Mensch nicht mit diesem Zustand abfinden. Der Mensch hofft auf Erlösung und Rettung. Gerade im vergangenen Jahrhundert wurde deutlich, auf wie unterschiedliche Weise, ja auch auf welche fehl-

geleitete Art die Menschheit ein neues Glück erhofft, besser gesagt selbst „zu zimmern“, zu erschaffen versucht hat. Die Selbsterlösung war da oft das Ziel. Und erreicht wurde es nie.

Der Mensch aber erhofft seine wahre Rettung zutiefst von Jesus Christus, dem Gegenstand, Inhalt und Grund aller Hoffnung, bewusst oder unbewusst, in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. So sagt es Benedikt XVI. in seiner Enzyklika „*Spe salvi*“ - Über die christliche Hoffnung.

Christus Jesus ist es, der uns aus selbstloser Güte und Liebe entgegen kommt. So macht der Vater uns in ihm ein neues Heils- und Gnadenangebot: durch seinen Sohn Jesus Christus, seine erlösende Gnade.

Diese Gnade haben wir erstmals im Sakrament der Taufe empfangen.



Unsere Liebe Frau von der Academia (Lérida)

Diese Gnade erhalten wir aber in einer Welt, die durch die Folgen der Erbsünde gekennzeichnet ist, in der es Feinde gibt, die ein Interesse daran haben, Gnade in Ungnade und Leben in Tod zu verkehren.

Wie die liturgischen Texte des ersten Adventssonntages deutlich sagen, wissen und erhoffen wir zugleich, dass in dieses Dunkel hinein bereits der Tag der Wiederkunft Christi leuchtet. Seine Ankunft, sein Advent, seine Anwesenheit ist das geheime oder auch offenbare Ziel aller Geschichte, der Grund unserer Hoffnung.

Und so beten wir am ersten Adventssonntag (im Lesejahr A) auch im Eröffnungsvers der heiligen Messe:

„Zu dir, Herr, erhebe ich meine Seele. Mein Gott, dir vertraue ich. Lass mich nicht scheitern, lass meine Feinde nicht triumphieren! Denn niemand, der auf dich hofft, wird zuschanden!“ (Ps 25,1-3)

Und mit dem Introitusvers am Gedenktag des frühen Märtyrers Luzius, auf den der Heiligenkalender am 2. Dezember hinweist, wird diese Aussage verstärkt:

„Er war ohne Furcht!“

Blicken wir jetzt aber auf die Lesungen dieses ersten Adventssonntags.

In der ersten Lesung aus dem Buch des Propheten Jesaja (Jes 2,1-5) hören wir, was es bedeutet, sich auf diese Rettung und Erlösung, auf dieses erneute Gnadengeschenk Gottes auszurichten:

Jesaja sieht den Zion, den Gottesberg, als den Ort der Rettung an. Es ist der Ort der Gegenwart Gottes. Und die Völker, auch wir, die wir der Ankunft Gottes entgegen ziehen wie Pilger, wir strömen hin zu diesem Zentrum des Heiles. Dieser Pilgerzug hat eingesetzt im Alten Bund und wird erneuert und fortgeführt durch das Volk Gottes, die Kirche. Sie ist das pilgernde Gottesvolk, das auf die rettende Nähe Gottes hofft.

Der Antwortpsalm besingt dann, gleichsam als Fortführung, Jerusalem, die himmlische

Gottesstadt, zu der die pilgernden Ströme unterwegs sind (Ps 122).

Und wir gelangen nun zu der Gewissheit, dass inmitten von Feindschaft, Sünde und Tod, inmitten von Leid und Vergänglichkeit der Tag nahe ist, an dem es Advent wird. Der Tag ist nahe, an dem wir erneut in diesen ursprünglichen Zustand des Zusammenseins mit dem Quell des Lebens und der Gnade, mit Gott selbst gelangen, den wir schauen werden von Angesicht zu Angesicht.

Nun wird uns aber in der zweiten Lesung durch den heiligen Paulus klar vor Augen gestellt, dass wir zuvor einen Kampf zu führen haben, um diese erlösende Gnade Gottes überhaupt annehmen zu können.

Wir sollen dieser Gnade durch unser Gebet, Opfer und Tun entgegengehen.

Sie ist zwar ein Geschenk, „gratis“ (von lateinisch „gratia“ - Gnade), dieses Geschenk aber müssen wir auch bereitwillig annehmen, gleichsam öffnen und gebrauchen. Wir wissen ja, dass die göttliche Gnade auf der Natur aufbaut und diese vervollkommnet. „Gratia supponit naturam et perficit eam.“

Oder anders ausgedrückt, so wie ich es meinen Schülerinnen und Schülern an Grundschule und Gymnasium oder in der Firmvorbereitung in der Sprache eines jungen Vikars gerne vermittele: „Der Heilige Geist braucht einen Landeplatz!“

Wir führen also einen Kampf; wir ringen um Bereitschaft und Wachsamkeit gegen und mit uns und gegen alles, was uns von diesem Grund unserer Hoffnung abhält.

Paulus rät uns daher:

„Legt ab die Waffen der Finsternis und zieht an die Waffen des Lichtes!“ (Röm 13,12b)

Die Waffen der Finsternis?

Das sind Lauheit, Sünde in allen Formen, Dunkelheit, Angst, alles was uns unter einen nächtlichen Schleier der Taten- und Hoffnungslosigkeit legt. Ein sicheres Warnzeichen ist es, wenn wir als Christen keinerlei Freude mehr spüren, keine freudige Erwartung auf das Kommen unseres Heilandes mehr empfinden können.

Dann ist es wirklich Zeit, vom „Schlafe aufzustehen!“ (Röm 13,11)

Und was sind die Waffen des Lichtes?

Der heilige Josemaria Escrivá nennt sie uns.

In seiner Aphorismensammlung *Der Weg*, einer Zusammenstellung gleichsam geistlicher Lichtrufe in unsere Zeit, findet man folgende einfache und doch so zutreffende Aussage:

„Das Tun ist ohne das Gebet nichts wert: Das Gebet wird wertvoller durch das Opfer.“ (*Der Weg*, 81)

Und ähnlich:

„Zuerst Gebet, dann Buße, an dritter Stelle, weit an ‚dritter Stelle‘, das Tun.“ (*Der Weg*, 82)

Es ist also ein Dreischritt, den er fordert, besser gesagt ein Dreiklang. Er hat es uns vorgelebt. Wenige Blicke nur in seine Biographie würden genügen, um das aufzuzeigen.

Also an erster Stelle das Gebet, dann das Opfer, ja um es in den Worten ehrwürdiger kirchlicher Frömmigkeitspraxis zu sagen: die Buße und die Abtötung; dann erst die Tat.

Das sind die Waffen des Lichtes: Gebet, Opfer und Tat. Ein heilsames „Schwert“, das uns ganz fundamental zu dieser Erwartungshaltung auf das Kommen Gottes ausrichtet.

Ein Christ, auch ein Priester, der das Gebet nicht kennt, kennt Christus, das Licht nicht. Er hat kein wachsameres, demütiges und bereites Herz.

Ein Christ, ja ein Priester in unserer Gesellschaft von heute, der nicht bereit ist, auf manches zu verzichten, sich selbst als Opfergabe zu geben, Buße zu tun für manche eigene Verfehlung und die anderer, der nicht selbst wie ein Weizenkorn sterben kann, damit Christus in ihm lebt, der hat die Waffen des Lichtes nicht angelegt, um sich selbst und die Welt für die kommende Gnade Gottes zu bereiten.

Und ein Christ, auch und gerade ein Priester, dessen Tun nicht Gebet und Opfer zum Fundament hat, dessen Tun erstickt und erstirbt, weil es reiner Aktivismus ist und bleibt. Wie groß ist doch die Gefahr, das zu vergessen!

Blicken wir auf Maria.

Der heilige Josemaria ruft uns voll Vertrauen und Zuversicht zu:

„Mutter! – Rufe es laut, laut. – Sie hört dich, sieht dich vielleicht bedroht, und sie – deine heilige Mutter – bietet dir mit der Gnade ihres Sohnes ihre mütterliche Hilfe, ihre liebende Zärtlichkeit an: dann bist gestärkt zu neuem Kampfe.“ (*Der Weg*, 516)

So, unter der Anleitung Marias, im Blick auf ihr Leben, in der Schule der Heiligen, dürfen wir, gerüstet mit den Waffen des Lichtes, vertrauensvoll und froh auf die im Evangelium, in der Frohbotschaft angekündigte Ankunft des Menschensohnes hoffen und warten (vgl. Mt 24, 37-44).

Ute Böer-Arnke

Maria als Himmelskönigin Altar in der Wallfahrtskirche Mariae Heimsuchung in Altötting-Unterholzhausen

Die Kirche von Unterholzhausen wurde in der Zeit von 1460-1470 im gotischen Stil erbaut. Ein Chor auf dem Grundriss von fünf Achteckseiten schließt im Osten den einschiffigen Kirchenraum ab. Der Altar ist im Barockstil gestaltet und bildet einen hervorhebenden Rahmen für die kostbar gefasste Skulptur der Muttergottes, die von einem anonymen Meister um 1495 im Stil der Spätgotik geschaffen worden ist.

Das Thema „Himmelskönigin“ ist bei diesem Altarwerk in besonderer Weise entfaltet. Entsprechend den Aussagen in der Geheimen Offenbarung ist Maria als das große Zeichen gestaltet, bekleidet mit der Sonne. Goldgefasste bewegte Strahlen umgeben die Figur. Sie trägt auf ihrem rechten Arm das unbekleidete Jesuskind, das mit seinem Zeigefinger auf die kleine Weltkugel deutet, die es in seiner rechten Hand hält. Maria ist mit den Insignien der Königswürde ausgestattet. Ihr leicht geneigtes Haupt und auch die Geste, mit der sie das Zepter hält, können zeigen, wie diese Königswürde zu verstehen ist. Den Hintergrund für die in Gold gefasste Skulptur bildet

eine blaugrundig angelegte Nische, die mit einem Halbkreisbogen überwölbt ist. Ein stark ausgeprägtes Rahmenprofil bewirkt, dass man diese Nische als Toröffnung deuten kann. Dazu trägt auch ein silbernes gehaltenes Wolkenband bei. Bei näherem Hinsehen erkennt man in diesem Wolkenband zwölf kleine plastisch gestaltete Motive. Es liegt nahe, hierbei an die zwölf Sterne zu denken, aus denen der Kranz Marias besteht (Offb 2,1). Darüber hinaus verweist die sinnbildliche Bedeutung der Gegenstände auf Eigenschaften und Auszeichnungen Marias, die in der Lauretanischen Litanei zu finden sind. Es ist aufschlussreich zu beobachten



Muttergottes (um 1495), Mariae Heimsuchung in Altötting-Unterholzhausen

ten, dass die zwölf Motive so ausgewählt sind, dass der Betrachter sowohl die Heilserwartung im Alten Bund als auch die Erfüllung im Neuen Bund bedenken kann. Von links unten nach rechts unten sollen die im Bogen angeordneten Motive betrachtet werden:

1. Ein kostbares verschlossenes Gefäß auf einem Sockel. Es kann als ein Ciborium gedeutet werden.
2. Die Monstranz weist auf Maria, die das Kind zeigt.
3. Das goldene Tor steht für Maria als Pforte des Himmels.
4. Ein sechszackiger Stern, der Stern Davids, verweist auf die Herkunft Marias aus dem Geschlecht Davids.
5. Das Bauwerk mit Laterne und Kuppel kann an eine Taufkapelle denken lassen und damit an die Kennzeichnung Marias als Mutter der Kirche.
6. Die Wurzel Jesse erinnert an die Prophezeiung des Jesaja: die Ankündigung des messianischen Reiches (Jes 11,1-16).
7. Ein goldenes Haus mit Kuppel und flankierenden Türmen kann als Tempel Salomos gedeutet werden und damit an die Kennzeichnung Marias als Sitz der Weisheit.
8. Ein Stern mit acht Strahlen ist entsprechend der Symbolik der Zahl Acht ein Sinnbild für die Auferstehung Christi und die neue Schöpfung.
9. Ein Palmwedel als Siegeszeichen mag hinweisen auf die Überwindung von Marter und Tod.

10. Der Brunnen mit dem Schöpfgefäß erinnert an das Gespräch Christi mit der Samariterin am Jakobsbrunnen (Joh 4,10-26). Es ist bemerkenswert, dass dieses Motiv rechts in der Anordnung auf gleicher Höhe erscheint wie das goldene Tor auf der linken Seite. Ein inhaltlicher Zusammenhang bietet sich an: Die Worte Christi über das lebendige Wasser, das zur sprudelnden Quelle wird und zum ewigen Leben führt, weisen hin auf das Sakrament der Taufe als Tor zum ewigen Leben.

11. Der Wachturm kennzeichnet Maria als den starken Turm Davids. Dabei kann man aus heutiger Sicht, wie es auch der hl. Ludwig Maria Grignion von Monfort (1673-1716) gesagt hat, Maria als Überwinderin der Irrlehren anrufen.

12. Eine nach unten gerichtete geschlossene Blüte, die „geheimnisvolle Rose“, weist ebenso wie das verschlossene „kostbare Gefäß“, das erste Motiv links unten, auf das zentrale Geheimnis des christlichen Glaubens hin, die Menschwerdung Gottes durch Maria. Diese Motive haben außerdem einen unmittelbaren Bezug zum Messopfer.

Im Kirchenführer wird erwähnt, dass es von 1635-1754 eine Bruderschaft vom immerwährenden Rosenkranz gab. Ein Dominikaner Petronius Martini hatte sie 1635 in Bologna gegründet. Ein Mitglied der Bruderschaft übernahm in dieser Kirche „Stunde für Stunde, bei Tag und bei Nacht“ die Ehrenwache. Männer aus der ganzen Umgebung schlossen sich der Bruderschaft an und beteten den Rosenkranz und die Lauretanische Litanei für die Lebenden, die Sterbenden und die Verstorbenen.

Der IMAK bittet:

Bedenken Sie, liebe Leserinnen und Leser, dass mit der Herausgabe dieser Beilage sehr hohe Kosten verbunden sind. Wir engagieren uns ehrenamtlich, um diese Beilage pünktlich und in gewohnter Qualität für Sie zur Verfügung stellen zu können. Helfen Sie uns bitte mit Ihrer Spende für „Mariologisches“, diese Beilage weiter fortzuführen.

Wir danken Ihnen recht herzlich!

Abonnement der Beilage

Mariologisches/Josefstudien

Sehr geehrte Leserinnen und Leser, diese Publikation erhalten Sie als Beilage der „Tagespost“. Seit einiger Zeit bieten wir auch ein eigenständiges Abonnement von „Mariologisches“ und „Josefstudien“ an. Der Preis für das Jahresabonnement (4 Ausgaben, inkl. Porto) beläuft sich auf 8 Euro. Beträge, die Sie uns darüber hinaus zuwenden möchten, nehmen wir dankbar an.

Auch Nichtbezieher der „Tagespost“ können Sie auf dieses Angebot aufmerksam machen.

Vielen Dank!

Impressum

MARIOLOGISCHES

Internationaler Mariologischer Arbeitskreis Kevelaer e.V.
www.imak-kevelaer.de
mail@imak-kevelaer.de

Maasstraße 2
47623 Kevelaer

Telefon 02832 799900
Telefax 02832 978202

Verantwortlich für den Inhalt:
Dr. German Rovira
Prof. Dr. Dr. Jutta Burggraf
Schriftleiter: Klaus Meise

**Verbandssparkasse
Goch-Kevelaer-Weeze
Kto.-Nr. 236 075
BLZ 322 500 50
IBAN: DE 73 3225 0050 0000 2360 75
BIC(SWIFT): WELADEDIGOC**

Layout und Druck:
Schneider Printmedien GmbH
96279 Weidhausen



Kennen Sie eigentlich unser Mariologisches Jahrbuch?

Es erscheint zweimal im Jahr. Jeder Band umfasst ca. 140 Seiten, Klebebindung mit farbigem Hochglanz-Einband. **Der Preis ist äußerst günstig: nur 5 Euro/pro Band (und das inkl. Versand an Ihre Adresse!).** Einer der Bände (SEDES SAPIENTIAE) enthält wissenschaftliche Beiträge (Hrsg. Manfred Hauke, German Rovira und Johannes Stöhr); der andere (SITZ DER WEISHEIT) dokumentiert vor allem die Vorträge der jährlichen IMAK-Tagung (Hrsg. German Rovira und Gerhard Winkler O.Cist.).

Das Jahrbuch erscheint bei: **FE-Medienverlags GmbH, Hauptstrasse 22, 88353 Kiblegg**

Wir bitten ganz herzlich darum, uns durch ein Abonnement dabei zu helfen, dass das Jahrbuch weiterhin in der gewohnten Weise erscheinen kann.

Bestellungen bitte an die angegebene Verlags-Adresse Stichwort: ABO Mariologisches Jahrbuch des IMAK. (Kündigung jederzeit möglich.)

Wer bereit ist, zwar eine Spende für diesen Zweck zu tätigen, aber aus Zeit- oder Altersgründen die Bände nicht beziehen möchte, möge bitte unserem „Freundeskreis IMAK“ beitreten. Das verpflichtet zu nichts. Vielmehr erbitten wir von diesem Freundeskreis finanzielle Unterstützung. Zeitpunkt und Höhe der Spende bestimmen Sie selber!

Anmeldungen zum „Freundeskreis IMAK“ richten Sie bitte an: IMAK e.V., Klaus Meise, Dudweiler Str. 8, 45307 Essen (Tel: 0201-553986)

Allen Abonnenten und Helfern des Freundeskreises sagen wir schon jetzt ein ganz herzliches „Vergelt's Gott“!

i. A. Klaus Meise, Schriftleiter